



UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

Das Auge der Ewigkeit

Das Auge der Ewigkeit

Nach wahren Begebenheiten
erzählt von F. Schrönghamer-Heimdal, Passau-Haidenhof

Wis ich noch unter den Waldleuten lebte, kam an stillen Feierabenden, wenn die Nachbarn in den Winterstuben beisammen saßen, das Gespräch sehr häufig auf dunkle Begebenheiten, die sich im Waldland zugetragen haben sollen. Himmelszeichen und andere überirdische Erscheinungen, die sich die Leute nicht zu deuten wußten, spielten dabei eine große Rolle.

Aus der Fülle dieser Begebenisse sind mir besonders zwei in Erinnerung geblieben, die sich erst in jüngster Zeit begeben hatten und von den Erzählern selbst erlebt wurden, wobei jedesmal glaubwürdige Männer als Miterlebende den Sachverhalt bezeugten, sodaß an der Tatsächlichkeit der Berichte wohl nicht zu zweifeln ist.

Außerdem stimmen beide Erzählungen hinsichtlich der Erscheinungsformen und der näheren Umstände so auffallend überein, daß ich sie schon deshalb für keine bloßen Sinnestäuschungen oder Phantasiegebilde halte. Brave, biedere Männer haben die Erscheinungen so erlebt, wie sie von ihnen erzählt und von Miterlebenden bezeugt wurden.

Ein weiterer Prüfstein dieser Begebenisse ist die innere Wahrheit, die sie erfüllt und glaubhaft macht. Nichts geschieht von ungefähr und jedes Ding, besonders aber eine überirdische Erscheinung muß einen zureichenden Grund haben, der sie erklärt und damit unser menschliches Gerechtigkeitsgefühl befriedigt.

Das erste Begebnis:

Der Bauer auf dem Schartenhof war mit seinen Nachbarn auf dem Heimweg vom Wirtshaus auf der Hohentann, einem lieblichen Hochgefilde mit weitem Rundblick über das Waldland. Es war Kirchweih gewesen in dem sonst so stillen Weiler, der nur aus dem besagten Wirtshaus, einem uralten Wallfahrtskirchlein und dem Hause des Frühmessners bestand.

Es war gerade Mitternacht, als die Männer vom lärmenden Gelage aufbrachen und ihren unweit gelegenen Gehöften zustrebten.

Auf dem Heimwege frischten sich die Männer ein trauriges Erlebnis auf, das sich gerade vor einem Jahre auf der Hohentanner Kirchweih zugetragen hatte: wie der Brenninger Peter, ein jähzorniger Bauer, von den bösen Geistern des Bieres voll, einen Widersacher mit gezücktem Messer angeht. Der Widersacher weicht aus, der Stich geht daneben und — wie es sein will — das Messer, wuchtig geführt, faust dem Brenninger selbst in den Schenkel und zerschneidet ihm die Schlagader.

Innerhalb drei Minuten war der Mordlustige, der einen andern „kalt machen wollte“, selber eine Leiche — starr und steif wie ein gefrorener Baumstrunk.

Mit Schaudern gedachten die Männer dieser Begebenheit, die sich gerade heute jährte.

Da — was ist das?

Der Bauer auf dem Schartenhof sieht es zuerst: ein gespenstisches Licht, so groß wie eine Kugel, geistert hoch auf dem Wipfel einer Föhre, die hart am Wege steht. Dazu ist ein Sausen in den Lüften, wie das Gejohle der wilden Jagd, und Wehrufe gellen durch die Nacht hin, daß den beherzten Männern die Haare zu Berge stehen.

Das gespenstische Licht steht immer noch unbeweglich auf dem Föhrenwipfel wie ein wildloderndes, unheimliches Auge der Nacht.

„Das ist nichts Rechtes mehr“, meint einer fröstelnd, von Grauen überjagt. „Das kann nur der Brenninger Peter sein, den wir durch unser Erinnern vorhin herbeschworen haben“, mutmaßt der Bauer auf dem Schartenhofe. „In Jahrtagen können die Geister der Verstorbenen erscheinen; das hat mein Ahne immer behauptet . . .“

In diesem Augenblicke fährt die Lichtkugel mit Ächzen und Stöhnen auf den untersten Ast der Föhre nieder und wiegt sich über den Häuptern der Heimkehrenden, denen der Angstschweiß schon kalt von den Stirnen tropft. Denn in der

Lichtkugel funkelt ein Auge so grimmig und wild wie vor Jahresfrist der Brenninger, als er das Mordmesser schwang.

„Alle guten Geister!“ beschwört der Bauer auf der Scharten. „Brenninger bist du's oder bist du's nicht?“

Wie zur Antwort schnellt die unheimliche Lichtkugel dreimal auf und nieder, indes der Wald von Stöhnen und Heulen erfüllt wird wie bei einem Windbruch und die Zeugen dieses Schauerlichen vor Zagheit schier zergehen möchten.

„Gott sei deiner armen Seele gnädig — und uns auch!“ stammelt der Bauer auf der Scharten. „Und wenn du der Brenninger Peter wirklich bist, so flieg jetzt heim auf deinen Hof, damit wir Gewissheit haben.“



Winter in den Alpen: Unterkunftshütte im Schnee

Alljogleich erhebt sich die Geisterkugel und fliegt als feuriger Ball auf den Hof zu. Dort geiftert sie noch eine Weile über den Dächern, bis sie plötzlich wie ein Nichts verschwindet.

„So inbrünstig und andächtig hab' ich all mein Lebtag nicht gebetet“, meint der Bauer auf der Scharten zum Beschluß seines Berichtes, „wie damals in der selbigen Nacht für die arme Seele des Brenninger Peter.“

Der zweite Bericht:

Dem Schloßherrn auf dem Reckenstein, dessen Zinnen im Sonnenleuchten über die Waldwipfel in die Weiten winken, ist seit der wilden Sommenschlacht ein Sohn verschollen.

Die Ungewissheit, ob der Vermißte noch lebt oder schon zu den Toten zu zählen ist, bleicht dem braven Edelmann das helle Haar und meißelt herbe Runen in seine Züge.

Um diese Zeit hat er in seinen Wäldern einen starken Hirsch aufgestöbert, der aus den böhmischen Urwäldern herübergewechselt war. Es war schon Früh- schnee gefallen, in dem die Spuren des Hochwildes deutlich zu sehen waren.

Da lud der Schloßherr die benachbarten Bauernjäger zur Wildjagd ein, auch den Bauern vom Schartenhofe, mit dem er besonders gute Freundschaft hielt.

Als sie den Hirsch erlegt hatten, gab ihnen der Schloßherr auf seiner Jagd-

hütte ein Weidmannsmahl, bei dem es fröhlich herging wie immer unter Jägern. Nur der Schloßherr selber war ernster als sonst und äußerte zuweilen: „Ich weiß nicht, was das heute ist. Mir kommt es gerade vor, als ob mir heute noch etwas Sonderbares begegnen soll.“

Als die Jagdgeellschaft aufbrach, war die frühe Winternacht schon heraufgekommen mit ihren unzähligen Sternen am kaltklaren Himmel, und der Vollmond gab so gutes Licht auf die bleichen Schneefilde, daß man Dörfer und Höfe auf Stunden weit erkennen konnte.

„So klar ist es“, meinte der Bauer auf der Scharten zum Schloßherrn, „daß man die Zinnen auf dem Reckenstein zählen kann.“

„Wunderbar schön ist es“, sagte der Edelmann, „so schön, daß ich wünschen möchte, mein kriegverschollener Sohn wäre da und könnte das wunderbare Waldland in seiner Winterpracht noch einmal überschauen. Er hat ja die Heimat so sehr geliebt, daß der erst Siebzehnjährige freiwillig auszog, sie mit dem Schwerte zu schützen. Und seitdem ist er verschollen, vermisst. Wie gern wüßte ich, ob er noch am Leben ist oder.“

Hier bricht der Schloßherr plötzlich ab und weist mit der Hand in Richtung der alten Waldstraße, die verschneit im Grunde liegt: „Was ist denn das für ein merkwürdiges Licht? Wie der Scheinwerfer eines Kraftwagens...“

„Ich seh's schon lange“, bescheidet der Bauer auf der Scharten. „Kommen Sie, Herr Baron, das Licht müssen wir uns ansehen. Es scheint, es sucht uns...“

Schon schreiten die beiden Männer der seltsamen Erscheinung zu. Auch die übrigen Jagdgäste sind aufmerksam geworden und folgen den Voranschreitenden in einiger Entfernung.

Der helle Lichtkegel steht noch eine Weile wie suchend auf der nachtstillen Waldstraße, die vom Schloßberg herab in den Talgrund mündet. Dann aber hebt es sich mannhoch über das Schneefeld und kommt den Männern über die verschneiten Fluren entgegen.

„Der Schein eines Kraftwagens kann es nicht sein“, sagt jetzt der Schloßherr. „Was mag es aber sonst bedeuten? Ein Irrlicht? Eine arme Seele, die erlöst sein will?“

„Oder ein kriegverschollener Sohn, der den Vater sucht und ihm ein Zeichen geben will, daß es ihm gut geht drüben im Lande der Ewigkeit“, bescheidet der Bauer auf der Scharten. „Es ist nicht das erste Mal, daß ich solches erlebe. Nur ist diesmal das Licht tausendmal heller und friedfamer wie weiland auf dem Heimweg von der Hohentanner Wallfahrtskirchweih. Schier heilig kommt mir diese Lichtfugel vor.“

„Ach, darum habe ich heute immer so seltsame Ahnungen gehabt“, meint der Schloßherr, während die Lichtfugel geradewegs auf ihn zukommt und zwei Armlängen vor ihm stille hält.

Von Schauern überrieselt stehen auch die Männer, denn in der Lichtfugel, die einen wunderbaren Schein verbreitet, gewahren sie die Iris eines aus Seelentiefen blickenden Auges.

„Es ist das Auge meines vermissten Sohnes“, flüstert der Schloßherr dem Bauern auf der Scharten zu. „Nun weiß ich, daß er gefallen ist.“

„Und dennoch lebt — im ewigen Frieden“, bescheidet der Schartenbauer.

Wie zur Bestätigung dieser Worte hebt sich die Lichtfugel über die Hämpter der Männer und schwebt vor ihnen her in Richtung des Schlosses, wo es noch eine Weile über dem Wappen am Torbogen schwebt und verschwindet, als wäre es ein Nichts gewesen.

„War das nun Wirklichkeit oder Traum und Täuschung?“ wendet sich der Schloßherr an seine Jagdgäste.

„Es war wunderbarste Wirklichkeit“, bestätigten diese. „Wir alle haben es gesehen — das Auge der Ewigkeit.“

„Dann“, fährt der Schloßherr ergriffen fort, „habe ich Gewißheit, daß mein Sohn nicht mehr am Leben ist, sondern als ein junger Held bei den himmlischen Heerscharen eine ewige Heimat hat. Der Herr hat ihn gegeben, der Herr hat ihn genommen, der Name des Herrn sei gelobt.“

„In Ewigkeit, Amen“, murmeln die Jäger in ihre vereisten Bärte und gehen still in ihre Dörfer zurück, ein neues Wissen im Herzen: das Wissen vom Auge der Ewigkeit.“